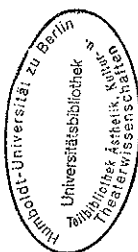


Inhalt

Jessica Benjamin	
17 Einleitung	
Lewis Aron	
19 Die internalisierte Urszene	
Adrienne Harris	
56 Geschlecht als Konstruktion	
Donna Bassin	
Jenseits von ER und SIE:	
Unterwegs zu einer Versöhnung zwischen Männlichkeit	
und Weiblichkeit in der postödpalen weiblichen Psyche	93
Nancy J. Chodorow	
Heterosexualität als Kompromißbildung:	
Reflexionen über die psychoanalytische Theorie der	
sexuellen Entwicklung	126
Judith Butler	
Melancholisches Geschlecht/Verweigte Identifizierung	168
Toril Moi	
Darstellung des Patriarchats:	
188 Sexualität und Epistemologie in Freuds »Dora«	
Virginia Goldner	
Gedanken zu einer Kritischen Relationstheorie	
211 der Geschlechtsidentität	

CR 6000 B468 U5

[MS 2850]



Jhr. 154:1995

Originalausgabe
 Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
 Frankfurt am Main, Januar 1995
 © 1994 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main
 Lektorat: Petra Eggers
 Gesamtstellung: Clausen & Bosse, Leck
 Printed in Germany
 ISBN 3-596-11954-5
 Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Muriel Dimen

Dekonstruktion von Differenz:

X 244 Geschlechtsidentität, Spaltung und Übergangsraum

Jane Gallop

X 269 Phallus/Penis: Kein Unterschied

Über die Autoren

und Autorinnen

Jessica Benjamin

Einleitung

In der Einleitung seiner Überlegungen zur »Internalisierten Urscene« schreibt Lewis Aron, er müsse jedes Thema so durchdenken, als überdenke er die gesamte Psychoanalyse. Dabei erlaube er sich die Phantasie, er könne mit dem ganzen System der Psychoanalyse spielen. Diese Großspurigkeit, so legt er nahe, ist eine Grundvoraussetzung des kreativen Prozesses. Tatsächlich wird die Schwierigkeit des Schreibens häufig auf Konflikte zurückgeführt, die aus derartigen Altmachtsphantasien resultieren. Wenn wir nun die psychoanalytische Theorie der Sexualität überdenken, die heute größtenteils durch die Kategorie *gender* bestimmt wird, dann müssen wir uns tatsächlich bewußt machen, daß dadurch unsere Sichtweise der gesamten Psychoanalyse beeinflusst werden kann. Diese Themen stellen nämlich nachweislich den Kernbereich der Psychoanalyse dar. Die Psychoanalyse eingehender feministischer Prüfung zu unterziehen, bedeutet eine fundamentale Kritik psychoanalytischen Denkens.

Eine angemessene Art, den weiterreichenden historischen Dimensionen dieses großangelegten Projektes Rechnung zu tragen, besteht darin anzuerkennen, daß ein solches Unternehmen zwangsläufig aus den Denkanstrengungen vieler bestehen muß. Mit einer Sammlung meist neuerer Aufsätze, von denen die meisten von Psychoanalytikerinnen stammen, die vom Feminismus beeinflusst sind, sowie einige von Feministinnen, die sich im psychanalytischen Denken bewegen, hoffe ich die Tragweite dieses Projektes deutlich zu machen. Die Arbeiten dieses Bandes repräsentieren die Überschneidungen verschiedener Denkerinnen, die von demselben Ideenkomplex beeinflusst sind. Diese

¹ »Bei der Trauer ist die Welt arm und leer geworden, bei der Melancholie ist es das Ich selbst.«

Freud, *Trauer und Melancholie*

² »Wie kommt es nun, daß bei der Melancholie das Über-Ich zu einer Art Sammelstätte der Todestriebe werden kann?«

Freud, *Das Ich und das Es*

Es mag zunächst seltsam anmuten, Geschlecht als eine Art Melancholie zu denken oder als einen der Effekte der Melancholie, doch erinnern wir uns, daß Freud selbst in *Das Ich und das Es* zu der Einsicht gelangte, daß Melancholie, also der unabgeschlossene Prozeß des Trauerns, im Zentrum der Bildung jener Identifizierungen steht, die das Ich selbst bilden. Jene aus unabgeschlossener Trauer gebildeten Identifizierungen sind die Verfahren, durch die das verlorene Objekt einverleibt und phantasmatisch im und als Ich bewahrt wird. Betrachten wir im Zusammenhang mit dieser Erkenntnis Freuds weitere Bemerkung: »Das Ich ist vor allem ein körperliches«, nicht nur ein Oberflächenwesen, sondern »selbst die Projektion einer Oberfläche.« (Bd. III, S. 294) Außerdem nimmt dieses körperliche Ich eine geschlechtliche Morphologie an, so daß wir durchaus behaupten können, daß das körperliche Ich zugleich ein geschlechtliches Ich ist. Als erstes hoffe ich zu erklären, in welcher Hinsicht eine melancholische Identifizierung bei dem Prozeß zentral ist, durch den der geschlechtliche Charakter des Ich angenommen wird. Zweitens möchte ich erkunden, inwieweit diese Analyse der melancholischen Formierung der Geschlechtsidentität über das Dilemma Aufschluß gibt, daß wir in einer Kultur leben, die um den Verlust homosexueller Bindung nur unter großen Schwierigkeiten trauern kann.

In einer Reflexion seiner Hypothesen in »Trauer und Melancholie« (1917) schreibt Freud in *Das Ich und das Es* (1923), er habe in dem früheren Aufsatz vermutet, daß »ein verlorenes Objekt im Ich wiederaufgerichtet, also eine Objektbesetzung durch eine Identifizierung abgelöst wird. Damals«, fährt er fort, »erkannten wir aber noch nicht die ganze Bedeutung dieses Vorganges und wußten nicht, wie häufig und typisch er ist. Wir haben seither verstanden, daß solche Ersetzung einen großen Anteil an der Gestaltung des Ich hat und wesentlich dazu beiträgt, das herzustellen, was man seinen *Charakter* heißt.« Etwas später im selben Text erweitert Freud diese Ansicht: »Soll oder muß ein Sexualobjekt aufgegeben werden, so tritt dafür nicht selten die Ichveränderung auf, die man als *Aufrichtung des Objekts im Ich* wie bei der Melancholie beschreiben muß.« (Bd. III, S. 297) Er schließt seine Erörterung mit der Hypothese: »Vielleicht ist diese Identifizierung überhaupt die Bedingung, unter der das Es seine Objekte aufgibt [...]. Dies] kann die Auffassung ermöglichen, daß der Charakter des Ichs ein Niederschlag der aufgegebenen Objektbesetzungen ist, die Geschichte dieser Objektwahlen enthält.« (Bd. III, S. 297) Was Freud hier als Charakter des Ich bezeichnet, scheint das Sediment jener geliebten und verlorenen Objekte zu sein, gewissermaßen der archaische Überrest unüberwundener Trauer.

Was aber vielleicht an der späteren Formulierung am meisten auffällt, ist, inwiefern sie seine Anschauung in »Trauer und Melancholie« darüber, was es bedeutet, Trauer zu überwinden, umkehrt. In dem früheren Aufsatz schien Freud anzunehmen, daß Trauer durch eine Libidobeziehung überwunden werden könnte, ein Abbrechen von Bindung, sowie durch das anschließende Eingehen neuer Bindungen. In *Das Ich und das Es* schafft er jedoch der Überlegung Raum, daß melancholische Identifizierung eine *Vorbedingung* dafür sein könnte, sich von einem Objekt zu lösen. Und doch ändert er durch diese Behauptung die Bedeutung der »Libidolösung«. Denn es findet kein endgültiger Abbruch der Bindung statt: Vielmehr geschieht die Einverleibung der Bindung als Identifizierung, so daß Identifizierung mangelhaft wird, eine psychische Form, das Objekt zu bewahren. Inso-

fern als Identifizierung die psychische Bewahrung des Objekts ist und solche Identifizierungen das Ich bilden werden, fährt das Objekt fort, das Ich als eine seiner konstitutiven Identifizierungen heimzusuchen und in ihm heimisch zu sein, und in diesem Sinne beginnt es mit dem Ich zusammenzufallen. Es ließe sich sogar folgern, daß melancholische Identifizierung den Verlust des Objekts in der äußeren Welt gerade deshalb erlaubt, weil er eine Möglichkeit bietet, das Objekt als Teil des Ich selbst zu bewahren und somit seinen gänzlichen Verlust abzuwenden. Hier sehen wir, daß die Lösung vom Objekt paradoxerweise bedeutet, daß das Objekt nicht vollends verlassen, sondern nur sein Status von einem externen in einen internen umgewandelt wird: Das Objekt aufzugeben wird nur unter der Bedingung einer melancholischen Verinnerlichung möglich oder, was sich für unsere Absichten vielleicht als noch wichtiger erweisen könnte, einer melancholischen *Einverleibung*.

Wenn bei der Melancholie ein Verlust verweigert wird, so wird er deshalb nicht gleich abgeschaft. Tatsächlich wird durch Verinnerlichung der Verlust in der Psyche aufbewahrt. Oder, um es vielleicht präziser zu formulieren, die Verinnerlichung von Verlust ist Teil des Mechanismus seiner Verweigerung. Wenn das Objekt nicht länger in der Außenwelt existieren kann, wird es eben innerlich existieren; und diese Verinnerlichung erlaubt auch den Verlust zu leugnen, fernzuhalten, die Anerkennung und Erleidung des Verlusts aufzuhalten oder aufzuschieben.

Ist es möglich, daß *geschlechtliche* Identifizierungen, oder besser: jene Identifizierungen, die für die Bildung der Geschlechtsidentität entscheidend sind, durch melancholische Identifizierung produziert werden? Genauer gesagt scheint klar zu sein, daß die Positionen von »männlich« und »weiblich«, die Freud in *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* als Effekte einer mühsamen und ungewissen Errungenschaft verstand, teilweise durch Verbote errichtet werden, die den Verlust bestimmter sexueller Bindungen *verlangen* und ebenso verlangen, daß diese Verluste nicht eingestanden, nicht betrauert werden. Wenn das Annehmen von Weiblichkeit und das Annehmen von Männlichkeit durch das Erringen einer immer fragilen Heterosexualität vor

sich geht, besteht die Macht dieser Leistung in der Verpflichtung zur Abwendung von homosexuellen Bindungen. Oder, vielleicht schärfer formuliert, die Heterosexualität verpflichtet zur *Prävention* der Möglichkeit homosexueller Bindung, zu einer bestimmten *Verwerfung des Möglichen*. Dadurch wird Homosexualität als eine Domäne nicht lebbarer Leidenschaft und eines nicht zu betauernden Verlusts entworfen. Heterosexualität wird nicht nur durch die Einsetzung eines Inzestverbots geschaffen, sondern noch davor durch die Durchsetzung eines Verbots der Homosexualität. Der Ödipuskomplex setzt voraus, daß heterosexuelles Verlangen bereits *errungen* worden ist, daß die (eigentlich nicht notwendige) Unterscheidung zwischen heterosexuell und homosexuell durchgesetzt worden ist. In diesem Sinne setzt das Inzestverbot das Verbot der Homosexualität voraus, denn es geht bereits von der Heterosexualisierung des Begehrens aus.

Um zu dieser Einsicht zu gelangen, müssen wir in der Tat von der *bezüglichen* Annahme ausgehen, daß das *Männliche* und das *Weibliche* nicht *dispositiv* sind, wie Freud manchmal argumentiert, sondern *Errungenschaften*, und zwar solche, die gemeinsam mit dem Erlangen von Heterosexualität entstehen. Hier verleiht Freud einer kulturellen Logik Ausdruck, der zufolge Geschlechtsidentität durch das Erreichen heterosexueller Positionierung erlangt und stabilisiert wird und umgekehrt die Bedrohung der Heterosexualität die Bedrohung der Geschlechtsidentität selbst bedeutet. Die Vorherrschaft der heterosexuellen Matrix bei der Konstruktion der Geschlechtsidentität taucht nicht nur in Freuds Text auf, sondern in denjenigen kulturellen Formen des Lebens, die diese Matrix absorbiert haben und von alltäglichen Ängsten um die Geschlechtsidentität durchdrungen sind. Deshalb kann die Furcht vor dem homosexuellen Begehren einer Frau die Panik auslösen, sie verliere ihre Weiblichkeit, sie sei keine Frau, sie sei nicht länger eine richtige Frau, und wenn sie auch nicht ganz ein Mann sei, sei sie doch wie einer und deshalb irgendwie monströs. Oder es kann bei einem Mann das Entsetzen, das homosexuelles Begehren auslöst, durchaus zu einem Entsetzen davor führen, als weiblich, verweiblicht konstruiert zu werden, nicht länger ein richtiger oder ein »gescheiterter« Mann zu sein

oder in gewissem Sinne Inbegriff der Monstrosität oder Erbärmlichkeit.

Nun würde ich argumentieren, daß es phänomenologisch gesehen alle möglichen Weisen gibt, Geschlecht und Sexualität zu erleben, die nicht auf diese Gleichung reduzierbar sind, die nicht voraussetzen, daß Geschlecht durch die Errichtung einer gestifteten Heterosexualität stabilisiert wird. Vorläufig möchte ich jedoch diese grelle und übertriebene Konstruktion der Beziehung zwischen Geschlechtsidentität und Sexualität heranziehen, um die Frage unbetrauerten und unbeträuerbaren Verlusts bei der Bildung des, wie man es nennen könnte, geschlechtsidentifizierten Charakters des Ich zu durchdenken.

Bedenken wir zunächst, daß Geschlechtsidentität zumindest teilweise durch die Zurückweisung homosexueller Bindungen erreicht wird: Das Mädchen wird dadurch ein Mädchen, daß es einem Verbot unterliegt, das die Mutter als Objekt des Begehrens blockiert und das dieses blockierte Objekt als Teil des Ich installiert, als eine wirklich melancholische Identifizierung. Damit enthält die Identifizierung sowohl das Verbot als auch das Begehren und verkörpert so den unbeträuerbaren Verlust der homosexuellen Besetzung. Wenn man in dem Maße ein Mädchen ist, in dem man kein Mädchen sein will, wird das Verlangen nach einem Mädchen das Mädchen sein in Frage stellen; innerhalb dieser Matrix löst homosexuelles Begehren Panik um die Geschlechtsidentität aus.¹ ? Col

Heterosexualität wird durch Verbote kultiviert, und diese zielen unter anderem auf homosexuelle Bindungen, setzen also den Verlust dieser Bindungen durch.² Wenn das Mädchen seine Liebe vom Vater auf ein Ersatzobjekt übertragen soll, muß es offensichtlich zuerst seine Liebe zur Mutter aufgeben und ihr in einer Weise entsagen, daß sowohl das Ziel als auch das Objekt verworfen sind. Es wird also nicht darum gehen, jene homosexuelle Liebe auf eine weibliche Ersatzfigur zu übertragen, sondern der Möglichkeit homosexueller Bindung selbst zu entsagen. Nur unter dieser Bedingung wird ein heterosexuelles Triebziel als eine von manchen so genannte sexuelle Orientierung etabliert. Nur unter der Bedingung dieser Verwerfung von Homose-

xualität kann der Schauplatz in Erscheinung treten, an dem der Vater und entsprechend seine Ersatzfiguren Objekte des Begehrens werden und die Mutter ein unbehaglicher Ort der Identifizierung.

Ein ›Mann‹ zu werden, erfordert innerhalb dieser Logik die Zurückweisung von Weiblichkeit, die indessen ihrerseits zur Vorbedingung der Heterosexualisierung sexuellen Begehrens wird und deshalb vielleicht auch seiner fundamentalen Ambivalenz. Wenn ein Mann durch die Zurückweisung des Weiblichen heterosexuell wird, wohnt dann diese Zurückweisung außer in einer Identifizierung, die diese heterosexuelle Karriere zu verneinen sucht? In Wirklichkeit ist das Begehren des Weiblichen von dieser Zurückweisung gezeichnet: Er will die Frau, die er nie sein wollte; ja, er würde nicht im Traum sie sein wollen: deshalb will er sie. Deshalb ist sie gleichzeitig seine zurückgewiesene Identifizierung (eine Zurückweisung, die er als Identifizierung und als Objekt seines Begehrens aufrechterhält). Sein Begehren wird besorgt danach streben, den Unterschied zwischen ihm und ihr auszuarbeiten und den Beweis dafür zu entdecken und einzusetzen; er wird ein Verlangen empfinden, das von der Furcht heimgesucht wird, zu sein, wonach ihm verlangt, ein Verlangen, das immer auch eine Art Furcht sein wird. Und gerade weil das Zurückgewiesene und damit Verlorene als eine zurückgewiesene Identifizierung bewahrt wird, stellt dieses Begehren einen Versuch dar, eine Identifizierung zu überwinden, die nie vollständig gelingen kann.

Er darf sich wirklich nicht mit ihr identifizieren, und er darf keinen anderen Mann begehren. Daher muß die Weigerung zu begehren, dieses Opfern eines Begehrens unter dem Zwang eines Verbotes, Homosexualität als Identifizierung mit Männlichkeit einzuverteilen. Solch eine Männlichkeit wird indessen von einer Liebe heimgesucht werden, um die sie nicht trauern kann. Doch bevor ich andeute, wie sich dies bewahrheiten kann, möchte ich meine bisherigen Ausführungen als eine bestimmte kulturelle Auseinandersetzung mit psychoanalytischer Theorie situieren, die weder in das Gebiet der Psychologie noch in die Psychoanalyse gehört und dennoch eine intellektuelle Beziehung zu diesen Vorhaben aufbauen will.

Ich habe hier die Exegese einer bestimmten psychoanalytischen Logik vorgenommen, wie sie in einigen psychoanalytischen Texten zutage tritt, manchmal jedoch in denselben Texten und manchmal in anderen bestritten wird; dies sind keine empirischen Behauptungen und keine Darstellung des heutigen Forschungsstands in der Psychoanalyse über Geschlecht, Sexualität und Melancholie. Für diese Vorhaben fehlt mir das Rüstzeug, da ich von der Philosophie herkomme, jetzt aber in einem Bereich der Kulturkritik tätig bin, der sich der Psychoanalyse bedient, aber auch Literaturtheorie und entstehende Diskurse feministischer und homosexueller kultureller Praktiken aufnimmt. Mir ist indessen daran gelegen, hinzuweisen auf einige meiner Ansicht nach produktive Überschneidungen zwischen Freuds Gedanken zu unbetrautem und unbetrauerbarem Verlust und dem Dilemma, in einer Kultur zu leben, die um den Verlust homosexueller Bindung nur unter großen Schwierigkeiten trauern kann. Diese Problematik wird noch viel akuter, wenn wir die verheerende Wirkung von AIDS bedenken und die Aufgabe, einen öffentlichen Anlaß und eine Sprache zu finden, in der wir um diese anscheinend endlose Zahl von Todesfällen trauern können. Das Problem macht sich allgemeiner in der Unsicherheit bemerkbar, mit der homosexuelle Liebe und Verlust betrachtet werden: Werden sie als »wahre« Liebe, als ein »wahrer« Verlust betrachtet, als eine Liebe und ein Verlust, die der Trauer wert oder fähig sind und in diesem Sinne wert oder fähig, niemals gelebt worden zu sein? Oder sind dies eine Liebe und ein Verlust, die von dem Schreckgespenst einer gewissen Unwirklichkeit heimgesucht werden, einer bestimmten Undenkbarkeit, der doppelten, von einer Frau gesprochenen Verleugnung: »Ich habe sie nie geliebt, und ich habe sie nie verloren«, und dem von einem Mann gesprochenen: »Ich habe ihn nie geliebt, ich habe ihn nie verloren«? Trägt dieses »Nie-und-nimmer« die naturalisierte Oberfläche des heterosexuellen Lebens sowie seine durchdringende Melancholie? Besteht die Leugnung eines Verlusts, durch den die Bildung der Sexualität, inklusive der Homosexualität, vor sich geht?

Wenn wir erkennen, daß das Verbot der Homosexualität als einer der bestimmenden Mechanismen in einer weitgehend heterosexuellen Gesellschaft wirkt, so ist das Verbot der Homosexualität, wenn

xuellen Kultur am Werk ist, wird augenfällig, daß der Verlust homosexueller Objekte und Triebziele (nicht nur diese Person des gleichen Geschlechts, sondern jede Person dieses selben Geschlechts) von Anfang an verworfen sein muß. Ich gebrauche das Wort »verworfen«, um anzudeuten, daß es sich um einen präventiven Verlust handelt, um ein Betrauern ungelebter Möglichkeiten. Denn wenn dies als eine Liebe gilt, die von Anfang an außer Frage steht, kann sie nicht geschehen, und tut sie es dennoch, ist sie doch gewiß nicht geschehen; wenn sie geschieht, geschieht sie nur unter dem offiziellen Zeichen ihres Verbotes und ihrer Verleugnung.³ Wenn bestimmte Verluste durch eine Reihe kulturell vorherrschender Verbote erzwingen werden, könnten wir durchaus eine kulturell vorherrschende Form der Melancholie erwarten, die die Verinnerlichung unbetrauerter und unbetrauerbarer homosexueller Besetzung signalisiert. Und wo es keine öffentliche Anerkennung oder einen Diskurs gibt, durch den ein solcher Verlust benannt und betrauert würde, nimmt Melancholie kulturelle Dimensionen mit aktuellen Konsequenzen an. Natürlich überrascht es nicht, daß eine übertriebene und defensive maskuline Identifizierung eine um so heftigere unbetrauerte homosexuelle Besetzung bedeutet, und in diesem Sinne können wir sowohl »Männlichkeit« als auch »Weiblichkeit« als durch Identifizierungen geformt und konsolidiert verstehen, die teilweise durch verleugnete Trauer gebildet sind.

Wenn wir erkennen, daß Heterosexualität sich durch das Beharren auf der radikalen Andersheit der Homosexualität naturalisiert, wird heterosexuelle Identität durch eine melancholische Einverleibung der Liebe erkauft, die sie verleugnet: Der Mann, der auf der Geschlossenheit seiner Heterosexualität beharrt, wird behaupten, daß er niemals einen anderen Mann geliebt und daher nie einen anderen Mann verloren hat. Und diese Liebe, diese Bindung unterliegt schließlich einer doppelten Verleugnung, einem niemals Geliebthaben und einem nie Verlorenhaben. Dieses »Nie-und-nimmer« stiftet gewissermaßen das heterosexuelle Subjekt; seine Identität gründet auf der Weigerung, eine Bindung einzugestehen, und damit auf einer Weigerung zu trauern.

174 doch der Verlust der Homosexualität

Es gibt aber vielleicht einen kulturell aufschlußreicheren Weg, dieses Szenarium zu beschreiben, denn es geht nicht einfach um den Unwillen eines Individuums, homosexuelle Bindungen einzugestehen und damit zu betrauern. Wenn das Verbot der Homosexualität kulturell vorherrscht, beschleunigt sich der »Verlust« homosexueller Liebe durch ein Verbot, das in der Kultur wiederholt und ritualisiert wird. Die Folge ist eine Kultur der Geschlechtsmelancholie, in der Männlichkeit und Weiblichkeit als Spuren unbeträuerter und unbeträuerbarer Liebe hervortreten; wo Männlichkeit und Weiblichkeit innerhalb der heterosexuellen Matrix durch die Weigerungen, die sie vollführen, sogar gestärkt werden. Im Gegensatz zu einer Konzeption von Sexualität, derzufolge Sexualität angeblich ein »Geschlecht« ausdrückt, wird hier Geschlecht selbst als etwas verstanden, das sich gerade aus dem zusammensetzt, was in der Sexualität unausgedrückt bleibt.

Wenn wir Geschlechtsmelancholie in diesem Sinne verstehen, können wir uns vielleicht das eigenartige Phänomen erklären, daß homosexuelles Begehren zu einer Quelle von Schuldgefühlen wird. In »Trauer und Melancholie« argumentiert Freud, daß Melancholie durch die Erfahrung der Selbstbeziehung geprägt ist, und er schreibt: »Hört man die mannigfachen Selbstanklagen des Melancholikers geduldig an, so kann man sich endlich des Eindruckes nicht erwehren, daß die stärksten unter ihnen zur eigenen Person oft sehr wenig passen, aber mit geringfügigen Modifikationen einer anderen Person anzupassen sind, die der Kranke liebt, geliebt hat oder lieben sollte. So hat man den Schlüssel des Krankheitsbildes in der Hand, indem man die Selbstvorwürfe als Vorwürfe gegen ein Liebesobjekt erkennt, die von diesem weg auf das eigene Ich gewälzt sind.« (Bd. III, S. 202)

Freud fährt fort zu mutmaßen, daß der Konflikt mit dem anderen, der zum Zeitpunkt des Verlusts des anderen ungelöst bleibt, in der Psyche als Möglichkeit der Fortführung des Streits wiederauftaucht. Tatsächlich wird der Zorn auf den anderen zweifellos durch den Tod oder das Verschwinden, die zum Verlust geführt haben, verschlimmert. Dieser Zorn wird jedoch nach innen gewandt und wird zur Substanz der Selbstanklagen.

In dem Aufsatz »Zur Einführung des Narzißmus« (1914) verbin-

det Freud das Schuldbewußtsein mit der Rückkehr homosexueller Libido in das Ich.⁴ Die Frage beiseite lassend, ob Libido homosexuell oder heterosexuell sein kann, können wir Freud neu formulieren und Schuldbewußtsein als das Zurückziehen homosexueller Bindung ins Ich betrachten. Wenn der Verlust zum erneuten Konfliktschauplatz wird und wenn die von dem Verlust verursachte Aggression nicht artikuliert oder geäußert werden kann, wird sie in Gestalt des Über-Ich auf das Ich selbst zurückfallen. Dies führt Freud letztlich dazu, in *Das Ich und das Es* melancholische Identifizierung mit der Instanz des Über-Ich zu verbinden, doch wir erhalten bereits in dem Aufsatz »Zur Einführung des Narzißmus« einen Eindruck davon, wie Schuldgefühle aus unbeträuerbarer Homosexualität gewonnen werden.

Es heißt, das Ich verarme durch die Melancholie, doch es wirkt gerade wegen der Aktivität der Selbstanklage ärmlich. Das Ich-Ideal, das Freud das »Ideal« nennt, an welchem das Ich vom Über-Ich gemessen wird, verkörpert eben jenes Ideal sozialer Rechtschaffenheit, das in Opposition zur Homosexualität definiert wird: »Dies Ideal« schreibt Freud, »hat außer seinem individuellen eine sozialen Anteil, es ist auch das gemeinsame Ideal einer Familie, eines Standes, einer Nation. Es hat außer der narzißistischen Libido einen großen Betrag der homosexuellen Libido einer Person gebunden, welcher auf diesem Wege ins Ich zurückgekehrt ist. Die Unbefriedigung durch Nichterfüllung dieses Ideals macht homosexuelle Liebe frei, welche sich in Schuldbewußtsein verwandelt.« (Bd. III, S. 68)

Aber der Verlauf dieser »Verwandlung« ist nicht ganz klar. Schließlich wird Freud in *Das Unbehagen in der Kultur* argumentieren, daß diese sozialen Ideale in Schuldbewußtsein durch eine Art der Verinnerlichung verwandelt werden, die letztendlich nicht mimetisch ist. Es stimmt nicht, daß die Strenge des Über-Ichs die Strenge, die man selbst als Kind erfahren hat, wiedergibt (Bd. IX, S. 256), sondern man wendet die Aggression gegen das Ideal und seine Unerfüllbarkeit nach innen, und diese Selbstaggression wird zur primären Struktur des Gewissens, »indem [das Kind] diese unangreifbare Autorität durch Identifizierung in sich aufnimmt« (Bd. IX, S. 255).

Auf diese Weise vermag das Über-Ich bei der Melancholie zur »Sammelstätte« für Todestrieb zu werden. Als solche verbildlicht das Über-Ich einen Ort, wo Todestrieb sich versammeln, aber es ist nicht notwendigerweise dasselbe wie diese Triebe oder ihre Wirkung. Melancholie zieht die Todestrieb an das Über-Ich, wobei die Todestrieb als regressives Streben nach organischem Gleichgewicht aufgefaßt werden und die Selbstanklage des Über-Ich als ein Ausnutzen dieses regressiven Strebens für seine eigenen Zwecke. Wenn Melancholie die Verweigerung von Trauer bedeutet, so ist sie immer auch die Einverleibung von Verlust, die Darstellung jenes Todes, um den sie nicht trauern kann. In diesem Sinne stützt sich die Einverleibung des Todes darauf auf die Todestrieb, daß wir uns durchaus fragen könnten, ob die beiden überhaupt, sei es analytisch oder phänomenologisch, voneinander zu trennen sind.

Das Verbot der Homosexualität kommt dem Prozeß der Trauer zuvor und setzt eine melancholische Identifizierung in Gang, die homosexuelles Begehren wirkungsvoll auf sich selbst zurückwendet. Dieses Zurückwenden auf sich selbst ist gerade das Werk der Selbstanklage und des Schuldbewußtseins. Bezeichnenderweise wird Homosexualität *nicht* abgeschaft, sondern aufbewahrt, und doch wird der Ort, an dem Homosexualität so aufgehoben wird, gerade das Verbot der Homosexualität selbst sein. In *Das Unbehagen in der Kultur* macht Freud deutlich, daß das Gewissen das fortwährende Opfer oder den Triebverzicht erfordert, um jene eigenartige Befriedigung herzustellen, deren das Gewissen bedarf; Gewissen wird durch Verzicht nie beruhigt, sondern paradoxerweise gestärkt (»jeder neue Verzicht steigert dessen Strenge und Intoleranz«).⁵ Denn Verzicht schafft den Trieb nicht ab; er nimmt den Trieb für seine eigenen Zwecke in den Dienst, so daß das Verbot und die gelebte Erfahrung des Verbotes als wiederholter Verzicht durch eben jenen Trieb genährt werden, auf den sie verzichten; in diesem Szenarium erfordert Verzicht gerade jene Homosexualität, die er verdammt, nicht als sein äußeres Objekt, sondern als seine eigene, meistgeschätzte Quelle der Erhaltung. Der Akt des Verzichts auf Homosexualität stärkt also paradoxerweise die Homosexualität, aber er stärkt

Homosexualität genau als Macht des Verzichts. Verzicht wird zum Ziel und Mittel der Befriedigung. Und wir könnten mutmaßen, daß es gerade die Furcht davor ist, Homosexualität aus diesem Teufelskreis des Verzichts zu befreien, die den Hütern der Männlichkeit in der US-Armee so zu schaffen macht. Denn was wäre Männlichkeit, wenn es diesen aggressiven Kreislauf nicht gäbe, aus dem sie gewonnen wird? Schwule beim Militär drohen nur deshalb die Männlichkeit zu zerstören, weil diese Männlichkeit aus zurückgewiesener Homosexualität besteht.

Obwohl ich mich bemüht habe, eine Melancholie zu beschreiben, die durch die zwanghafte Produktion von Heterosexualität hergestellt wird, und damit eine heterosexuelle Melancholie, die man dem Funktionieren der Geschlechtsidentität selbst ablesen kann, möchte ich diese Analyse nun in eine etwas andere Richtung wenden, um zu zeigen, daß starre Formen der Geschlechtsidentität und sexueller Identifizierungen, ob homosexuell oder heterosexuell, Formen der Melancholie zu erzeugen scheinen. Ich möchte zunächst die Theorie der Geschlechtsidentität als Performanz, die ich in *Das Unbehagen der Geschlechter* erarbeitet habe, neu überdenken und mich dann der Frage nach homosexueller Melancholie und den politischen Konsequenzen untrauerbaren Verlusts zuwenden.

In diesem Buch vertrat ich die These, daß Geschlechtsidentität performativ ist, und ich meinte damit, daß es keine Geschlechtsidentität gibt, die durch Handlungen, Gesten, Sprache »ausgedrückt« wird, sondern daß erst die Performanz der Geschlechtsidentität nachträglich die Illusion hervorbringt, daß es einen inneren geschlechtlichen Kern gebe. Tatsächlich kann man sagen, daß die Performanz der Geschlechtsidentität nachträglich die Wirkung einer wahren oder beständigen femininen Essenz oder Disposition hervorbringt, so daß man für das Verständnis der Geschlechtsidentität kein expressives Modell verwenden kann. Darüber hinaus argumentierte ich, daß Geschlechtsidentität als ritualisierte Wiederholung von Konventionen hergestellt und daß dieses Ritual teilweise durch die Macht einer zwanghaften Heterosexualität erwirkt wird. Ich gebrauchte das Beispiel der Perfor-

manz des Transvestismus (*drag performance*), um zu illustrieren, was ich meinte, und die anschließende Rezeption meiner Arbeit faßte dieses Beispiel unglücklicherweise als exemplarisch dafür auf, was ich unter Performativität verstand. In diesem Zusammenhang möchte ich zur Frage der Travestie (*drag*) zurückkehren, um deutlicher zu erklären, worin ich die Verbindung zwischen Psychoanalyse und Geschlechtsperformativität sehe und worin die Verbindung zwischen Performativität und Melancholie.

Es würde nicht genügen zu sagen, daß Geschlecht nur eine Performanz ist oder daß die Bedeutung des Geschlechts von seiner Performanz abgeleitet werden kann, ob man diese Performanz als zwanghaftes soziales Ritual Neubedenken will oder nicht. Denn es gibt eindeutig Wirkungsweisen der Geschlechtsidentität, die sich in dem, was als Geschlecht vorgeführt wird, nicht zur Schau stellen, und die Reduktion der psychischen Wirkungsweise der Geschlechtsidentität auf die buchstäbliche Performanz der Geschlechtsidentität wäre ein Fehler. Die Psychoanalyse besteht darauf, daß die Undurchdringlichkeit des Unbewußten den Veräuerungen der Psyche Grenzen setzt. Sie besagt auch, meiner Ansicht nach zu Recht, daß das Geäußerte oder Vollführte nur in bezug auf das Verstandene werden kann, was von der Performanz ausgesperrt ist, was nicht vollführt werden kann oder werden darf.

Die Beziehung zwischen der Performanz der Travestie (*drag performance*) und Geschlechtsperformativität wurde in *Das Unbehagen der Geschlechter* ungefähr so beschrieben: Wenn ein Mann als Frau Travestie (*drag*) vollführt, wird die »Imitation«, aus der Travestie (*drag*) vermeintlich besteht, als »Imitation« von Weiblichkeit angesehen, wobei die »Weiblichkeit«, die imitiert wird, nicht im geringsten als Imitation aufgefaßt wird. Bedenkt man jedoch, daß die Geschlechtsidentität erlernt, daß sie in bezug auf Ideale angenommen wird, die niemand jemals ganz erfüllt, so ist Weiblichkeit ein Ideal, das alle immer und ausschließlich »imitieren«. So imitiert Travestie (*drag*) die imitative Struktur der Geschlechtsidentität und erweist damit Geschlecht selbst als eine Imitation. Wie spielerisch und attraktiv diese Formulierung

damals auch gewirkt haben mag, sprach ich doch die Frage nicht an, wie es dazu kommt, daß bestimmte Formen der Verleugnung und Zurückweisung die Performanz des Geschlechts organisieren. Wie muß das Phänomen der Geschlechtsmelancholie zu der Praxis der Geschlechtsperformanz in Bezug gesetzt werden?

Geht man von der ikonographischen Figur des melancholischen Transvestiten (*drag queen*) aus, könnte man darüber hinaus fragen, ob nicht eine unbefriedigte Sehnsucht in der mimetischen Einverleibung der Geschlechtsidentität vorliegt, durch die Transvestismus (*drag*) zustande kommt. Hier könnte man dazu nach der Verleugnung fragen, die den Anlaß der Performanz bietet und die, so ließe sich sagen, in der Performanz dargestellt wird, wobei Performanz am »Ausagieren« im psychoanalytischen Sinne teilhat.⁶ Wenn Melancholie im Freudschen Sinne die Auswirkung eines unbetrugten Verlusts ist,⁷ wäre es möglich, daß Performanz, als »Ausagieren« verstanden, wesentlich mit dem Problem des uneingestanden Verlusts zusammenhängt. Wenn ein unbetrugter Verlust der Performanz des Transvestismus (*drag performance*) zugrunde liegt, wurde dieser vielleicht verweigert und in die vorgeführte Identifizierung einverleibt, und zwar als Verlust, der eine geschlechtliche Idealisierung und ihre radikale Unlebbbarkeit wiederholt. Hier begegnet uns also weder eine Territorialisierung des Weiblichen durch das Männliche noch ein Zeichen für die wesentliche Plastizität der Geschlechtsidentität. Alles weist hingegen darauf hin, daß die Performanz einen Verlust allegorisiert, um den sie nicht trauern kann, daß sie die einverleibende Phantasie der Melancholie allegorisiert, durch die ein Objekt als eine Art der Weigerung, es loszulassen, phantasmatisch auf- oder angenommen wird. Geschlechtsidentität selbst kann teilweise als »Ausagieren« unüberwundener Trauer verstanden werden.

Die obige Analyse ist riskant, weil sie suggeriert, daß die Weiblichkeitsperformanz eines »Mannes« oder die Männlichkeitsperformanz einer »Frau« (letzteres bedeutet immer, etwas weniger darzustellen, geht man davon aus, daß der Weiblichkeit die Rolle des spektakulären Geschlechts zugewiesen ist) eine Bindung an das Weibliche – und einen Verlust und eine Verweigerung des

Weiblichen – seitens eines Mannes oder an das Männliche seitens einer Frau bedeutet. Deshalb ist es wichtig zu betonen, daß Transvestismus (*drag*) eine Anstrengung ist, eine geschlechtsübergreifende Identifizierung (*cross-gender identification*) auszuhandeln, daß aber geschlechtsübergreifende Identifizierung nicht das Paradigma für das Verständnis der Homosexualität darstellt, obwohl es durchaus eines neben anderen sein könnte. Travestie (*drag*) allegorisiert also ein Muster melancholischer einverleibender Phantasien, die *Geschlechtsidentität* stabilisieren. Nicht nur weil eine enorme Zahl von Transvestiten heterosexuell ist, wäre es ein Fehler zu glauben, Homosexualität werde am besten durch die der Travestie eigene Performativität erklärt. An dieser Analyse ist aber nützlich, daß Travestie die gewöhnlichen psychischen und performativen Praktiken entlarvt oder allegorisiert, durch die homosexuelle Geschlechtsidentitäten sich mittels Verzicht auf die *Möglichkeit* von Homosexualität formieren, mittels einer Verwerfung, die zugleich einen Bereich heterosexueller Objekte und eine Domäne derjenigen errichtet, die man unmöglich lieben kann.

Travestie (*drag*) allegorisiert mithin *heterosexuelle Melancholie*, jene Melancholie, durch die eine männliche Geschlechtsidentität aus der Weigerung, um das Männliche als Möglichkeit der Liebe zu trauern, gebildet wird; entsprechend wird eine weibliche Geschlechtsidentität aus der einverleibenden Phantasie als möglich (eingenommen, angenommen), durch die das Weibliche als mögliches Liebesobjekt ausgeschlossen wird, ein Ausschluß, um den nie getrauert wird, der aber in der Zuspitzung der weiblichen Identifizierung selbst »aufgehoben« ist. In diesem Sinne ist der »wahrhaftigste« lesbische Melancholiker die ausgesprochen heterosexuelle Frau und der »wahrhaftigste« schwule männliche Melancholiker der ausgesprochen heterosexuelle Mann.

Was Transvestismus wirklich entlarvt, ist, daß bei der »normalen« Konstitution der Geschlechtsdarstellung die vorgeführte Geschlechtsidentität durch eine Reihe verleugneter Bindungen und Identifizierungen konstituiert wird, die eine andere Domäne des »nicht Vorführbaren« schafft. Es könnte in der Tat – muß aber nicht – sein, daß das *sexuell* nicht Vorführbare statt dessen als

Geschlechtsidentifizierung vorgeführt wird.⁸ In dem Maße, wie homosexuelle Bindungen innerhalb der normativen Heterosexualität uneingestanden bleiben, sind sie nicht nur als Begierden konstituiert, die auftauchen und anschließend verboten werden; vielmehr sind diese Begierden von Anfang an unterbunden. Und wenn sie dennoch außerhalb der Reichweite des Zensors auftauchen, können sie durchaus das Zeichen der Unmöglichkeit an sich tragen, indem sie gewissermaßen als das Unmögliche innerhalb des Möglichen auftreten. Als solches kann es sich nicht um Bindungen handeln, um die offen getrauert werden kann. Hier liegt also weniger die *Weigerung* zu trauern vor (in der Mitscherlich-Formulierung, die das Moment der Wahl akzentuiert⁹) als vielmehr eine Prävention der Trauer, die als Abwesenheit kultureller Konventionen für das Eingeständnis des Verlusts homosexueller Liebe auftritt. Und eben diese Abwesenheit bringt eine Kultur heterosexueller Melancholie hervor, die man jenen übertriebenen Identifizierungen ablesen kann, durch die sich gewöhnliche heterosexuelle Männlichkeit und Weiblichkeit bestätigen. Der heterosexuelle Mann wird der Mann (stellt ihn dar, zitiert ihn, appropriiert ihn, nimmt seinen Status an), den er »niemals« liebte und um den er »niemals« trauerte; die heterosexuelle Frau wird die Frau, die sie »niemals« liebte und um die sie »niemals« trauerte. In diesem Sinne ist also das, was am augenscheinlichsten als Geschlechtsidentität vorgeführt wird, Anzeichen und Symptom einer durchgängigen Verleugnung. Darüber hinaus zielte das Bestehen auf Öffentlichmachung und Politisierung der Trauer um die an AIDS Verstorbenen gerade darauf ab, dem verbreiteten kulturellen Risiko homosexueller Melancholie (die die Zeitungen zur »Depression« verallgemeinern) entgegenzutreten; exemplarisch hierfür ist der NAMES-PROJECT-QUILT¹⁰, indem er den Namen selbst ritualisiert und

* A. d. Ü.: Die englische Übersetzung von Mitscherlichs Begriff »Unfähigkeit« lautet »refusal«, »Weigerung«.

** A. d. Ü.: Quilts sind traditionelle amerikanische Patchworkdecken, die von Frauengemeinschaften hergestellt wurden und oft ein Sujet hatten, einem bestimmten Anlaß oder einer Person gewidmet waren.

wiederholt, um sich zu dem grenzenlosen Verlust öffentlich zu bekennen.⁹

Insofern er als Trauer unaussprechlich ist (ein Teil der Trauer ist vielleicht immer unaussprechlich), kann der Zorn über einen Verlust sich dadurch verdoppeln, daß er uneingestanden bleibt. Und wenn ebendieser Zorn über Verlust aus der Öffentlichkeit verbannt ist, können die melancholischen Auswirkungen solcher einer Ächtung selbstmörderische Ausmaße annehmen. Das Entstehen kollektiver Institutionen zum Trauern ist daher ausschlaggebend für das Überleben, für die Neuversammlung einer Gemeinschaft, die Neuformulierung von Zusammengehörigkeit, das Neuknüpfen tragender Beziehungen. Und insofern als sie die Öffentlichmachung und Dramatisierung des Todes beinhalten – wie im Fall der »die-ins« von Queer Nation* –, rufen sie dazu auf, als lebensbejahende Erwidierungen auf die bitteren psychischen Konsequenzen eines Trauerprozesses gelesen zu werden, der von der Kultur erstickt und unterbunden wird.

Melancholie kann jedoch innerhalb der Homosexualität auf spezifische Weisen wirken, die zum erneuten Überdenken aufordern. Während der Bildung einer schwulen und lesbischen Identität könnten Anstrengungen vorkommen, eine konstitutive Beziehung zur Homosexualität zu verleugnen. Wenn diese Verleugnung als politische Notwendigkeit aufgefaßt wird, schwule und lesbische Identität in Opposition zu ihrem ostentativen Gegenteil, der Homosexualität, zu spezifizieren, kulminiert diese kulturelle Praxis paradoxerweise in einer Schwächung eben jener politischen Gruppierung, die sie vereinen soll. Solch eine Strategie weist nicht nur der Homosexualität einen falschen und monolithischen Status zu, sie verpaßt auch die politische Gelegenheit, die Schwäche heterosexueller Subjektivierung zu nutzen und die Logik gegenseitigen Ausschlusses zu widerlegen, durch die Heterosexismus vorgeht. Darüber hinaus kann die gänzliche Verneinung der gegenseitigen Beziehung eine Ablehnung von Homosexualität hervorrufen, die bis zu einem gewissen Grade eine Identifizierung mit abgelehnter Homosexualität

* A. d. Ü.: Eine Gruppierung homosexueller Aktivist:innen.

bedeutet. Wichtig an dieser Ökonomie ist jedoch die Weigerung, diese gewissermaßen schon stattfindende Identifizierung anzuerkennen, eine Weigerung, die ungewollt die Domäne einer spezifisch homosexuellen Melancholie designiert, einen Verlust, der nicht anerkannt und um den daher nicht getrauert werden kann. Damit eine schwule oder lesbische Identitätsposition eine kohärente Erscheinung aufrechterhalten kann, muß Homosexualität an jenem geschmähten und zurückgewiesenen Ort verharren. Paradoxerweise müssen aber heterosexuelle Überreste genau wegen des Beharrens auf einer nahtlosen Kohärenz einer spezifisch homosexuellen Identität aufrechterhalten werden. Mittlerweile sollte deutlich geworden sein, daß eine radikale Weigerung, sich zu identifizieren, eine bereits erfolgte Identifizierung auf einer bestimmten Ebene anzeigt, die eingegangen und verleugnet wurde, und zwar eine verleugnete Identifizierung, deren symptomatisches Bild das Beharren ist: die Überdeterminierung der gewissermaßen auf den Leib geschriebenen Identifizierung.

Dies führt zu der politischen Frage nach dem Preis, den die Formulierung einer kohärenten Identitätsposition fordert, wenn diese Kohärenz durch die Erschaffung, den Ausschluß und die Zurückweisung einer Domäne erbärmlicher Schreckgespenster gestiftet wird, die die willkürlich abgeschlossene Domäne einer jeglichen Subjektivierung bedrohen. Es kann tatsächlich sein, daß Verbundenheit nur durch das Riskieren der Inkohärenz von Identität möglich ist, eine politische These, die sich mit Leo Bersaninis Erkenntnis trifft, daß nur das dezentrierte Subjekt dem Begehren offensteht.¹⁰ Denn was nicht als konstitutive Identifizierung einer gegebenen Subjektivierung eingestanden werden kann, birgt das Risiko, sich nicht nur in einer degradierten Form zu äußern, sondern wiederholt zurückgewiesen zu werden und einer Strategie der Verleugnung zu unterliegen.

Die Logik der Zurückweisung, die ich hier skizziert habe, ist auf manche Weise eine überzogene Theorie, gewissermaßen die Travestie einer Logik (*a logic in drag*), die den Fall übertrieben darstellt, aber dies aus gutem Grund. Denn nichts schreibt zwingend vor, daß Identifizierung dem Begehren im Wege stehen

oder daß Begehren durch Zurückweisung angestachelt werden sollte. Und dies trifft weiterhin auf Heterosexualität und Homosexualität gleichermaßen zu sowie auf Formen der Bisexualität, die sich als Zusammensetzung aus beiden ansehen. Unter dem Druck solcher Regeln werden wir in der Tat zerbrechlicher, doch wir werden dafür um so beweglicher, wenn Ambivalenz und Verlust eine dramatische Sprache erhalten, in der sie ihr Ausagieren vollführen können.

Aus dem Amerikanischen von Sabine Baumann

Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz wurde zuerst im April 1993 in der Division 39 der Meetings of the American Psychological Association in New York vorgetragen. Ausgewählte Passagen dieses Essays sind Judith Butler: *Bodies that Matter: On the discursive Limits of 'Sex'*, New York 1993, dt.: *Körper von Gewicht*, Berlin Verlag 1995 entnommen.
- 2 Vermutlich müssen der Sexualität Bindungen an Dinge, Tiere und Teile beider sowie narzißtische Bindungen aller Art abgewöhnt werden.
- 3 »Verwerfung« ist zur Lacanschen Begrifflichkeit für Freuds Konzept der »Verdrängung« geworden. Im Unterschied zur Verdrängung, die als Handlung eines bereits geformten Subjekts verstanden wird, ist Verwerfung der Akt einer Negierung, die das Subjekt selbst begründet und formt. Siehe den Eintrag »Forclusion« in Jean Laplanche/Jean-Bertrand Pontalis: *Vocabulaire de la psychanalyse*, Paris 1967, S. 163–167, dt.: *Das Vokabular der Psychoanalyse*, übers. Emma Moersch, Frankfurt am Main 1991, »Verwerfung«, S. 608–612.
- 4 Sigmund Freud: »Psychologie des Unbewußten, Studienausgabe Bd. III, Frankfurt am Main 1975, S. 68.
- 5 Siehe Sigmund Freud: *Das Unbehagen in der Kultur*, Abschnitt VIII, Studienausgabe Bd. IX, Frankfurt am Main 1974, S. 255.
- 6 Ich danke Laura Mulvey für ihre Aufforderung, die Beziehung zwischen Performativität und Verleugnung in Betracht zu ziehen, und Wendy Brown für ihre Anregung, über die Beziehung zwischen Melancholie und Transvestismus nachzudenken, und für ihre Frage, ob die Denaturalisierung der Geschlechternormen dasselbe sei wie ihre Unterwanderung. Ich danke auch Mandy Merck für zahlreiche erhellende Fragen, die zu diesen Hypothesen führten, den Hinweis eingeschlossen, daß Geschlechtsidentität,

wenn Verleugnung Performativität bedingt, möglicherweise ihrerseits anhand des Fetischmodells verstanden werden könnte.

- 7 Siehe Judith Butler: »Freud and the Melancholia of Gender«, in: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York 1990, dt.: »Freud und die Melancholie der Geschlechtsidentität« [sic], in: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main 1991.
- 8 Dies soll nicht heißen, daß eine Matrix des Ausschlusses rigoros unterscheidet, wie man sich identifiziert und wie man begehrt; die Überschneidung von Identifizierung und Begehren ist im heterosexuellen oder homosexuellen Miteinander oder in einer bisexuellen Geschichte sexueller Praxis durchaus möglich. Außerdem erschöpfen »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« weder die Begriffe für erotische Identifizierung noch für Begehren.
- 9 Siehe Douglas Crimp: »Mourning and Militancy«, in: *October* Nr. 51, Winter 1989, S. 97–107.
- 10 Leo Bersani: *The Freudian Body, Psychoanalysis and Art*, New York 1986, S. 64–66, S. 112–113.